

Das Wesen metaphorischen Sprechens

„Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke.“

Goethe, Entwurf einer Farbenlehre

I

Alles Denken hebt an mit der Anschauung, die uns die Sinne vermitteln. Das Anschauliche ist der unmittelbare Inhalt des Denkens. Von den Sinnen nimmt das Denken den Stoff her, den es bedenkt. Bald aber wird auch Unsinnliches zum Problem, sei es in der Form des Allgemeinen, das aus dem besonderen Anschauungsgegenstand abstrahiert wird, sei es in der Form des Verhältnisses, dessen Beschaffenheit zu beschreiben ist; sei es als Erlebnis, als psychisches Geschehen, das verständlich gemacht werden soll. „Dieser Löwe da“ wird zum Löwen an sich; die Beziehung des Menschen A zum Mitmenschen B wird als Treue bezeichnet. Auf dem sinnlichen Grund des Denkens entsteht das Abstrakte als die sprachliche Aussage des Unsinnlichen.

Indem das Unsinnliche in das Sprechen aufgenommen wird, muß es mittelbar werden. Beim Anschauungsgegenstand genügt der *Hinweis* darauf, um einen gemeinsamen Verstehungsraum zwischen den Sprechenden herzustellen, um ein für allemal ein Wort an einen Gegenstand zu binden, es semantisch zu fixieren. Von der Deixis zur Ausbildung dinglicher Abstrakta führt ein gerader Weg. Der bestimmte Artikel, der das Abstraktum als solches gegen den besonderen singulären Fall abhebt, hat sich aus dem Demonstrativpronomen entwickelt.¹ Hier ist das Unanschauliche nicht im gleichen Maße problematisch wie bei einem von vornherein unsinnlichen Denkinhalt. Der Begriff kann durch ein „Schema“ zur Anschauung

1 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Hamburg 1948, S. 217 ff.; ders., *Der Aufbau der Sprache*, Hamburg 1952, S. 168.

gebracht werden,² aber nur, wenn er von Anschaulichem abstrahiert ist. Solange es sich im Bereich des Dinglichen bewegt, hat das Denken einen festen Grund.

Nun ist aber auch das Dingliche, sobald es in die menschliche Erlebnissphäre einbezogen wird, nicht nur in seiner Substantialität gegenständig. Ihm kommen unsinnliche Qualitäten zu, insofern es Erlebnisreaktionen, Gefühlsinhalte, Stimmungslagen hervorrufen kann. Ein bizarrer Baum wirkt im Nebel oder in der Dämmerung drohend, eine Landschaft ist kahl und trist, das Knarren der Dielen im fremden, dunklen Raum ist unheimlich, das Heulen des Windes bedrückend. Hier sagt das präzifizierende Adjektiv immer etwas aus, was zwar erfahrbar ist, aber am sinnlichen Gegenstand nicht ohne weiteres wie eine Eigenschaft haftet. Vor allem aber ist dieses So-Wirken des Gegenstandes keine im einfachen Hinweis dem anderen zu zeigende Realität, die sehend, tastend, hörend unmittelbar erfahren werden kann. Vielmehr muß man erst darauf aufmerksam machen, in welcher Weise hier der Gegenstand erfahren wird. So kann man zum Nachvollzug dieser Erfahrung anregen.

Das Unsinnliche, das nicht im gemeinsamen Verstehensraum der anschaulichen Umwelt steht, bedarf also der evozierenden Verdeutlichung. Verdeutlichen heißt hier: anschaulich machen. Das Unanschauliche soll durch ein Anschauliches so charakterisiert werden, daß es im anderen hervorgerufen wird. Ein Anschauungsinhalt muß dafür eintreten, nicht stellvertretend, sondern verweisend.³ Ohne dieses Eintreten des Anschaulichen für das Unanschauliche wird dieses überhaupt nicht sagbar. Es bliebe verschlossen und fremd.

In diesem Sinne sprechen wir von *notwendigen* oder *ursprünglichen Metaphern*. Sie verhelfen einem Sachverhalt zu objektivem Sein, insofern das in ihnen Ausgesagte erst durch diese Aussage allgemein wird, d. h. über das subjektive, individuelle Erleben hinausreicht. Die notwendigen Metaphern stiften einen gemeinsamen Weltbezug, sie erschließen die Welt für ein kommunikatives Sichdarinbewegen, Sichverhalten der davon ange-

2 Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, S. 176 ff. Es kann hier dahingestellt bleiben, ob die Charakterisierung des Schemas als eines Produktes der reinen Einbildungskraft a priori den Sachverhalt richtig kennzeichnet; jedenfalls ist der Schematismus die Brücke zwischen dem allgemeinen Begriff und dem einzelnen Sinnesgegenstand; vermöge des Schemas ist das Abstraktum anschaulich zu erfüllen.

3 Zu Zeichen, Verweisung, Bedeutung vgl. Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt. Probleme der Sprachphilosophie*, Frankfurt a. M. 1953, S. 57 f.

sprochenen Menschen. Was diese Metaphern nennen, ist der Reflex der realen, ansichseienden Welt im Bewußtsein. Sie halten sich also durchaus auf der Subjektseite, gehören zum subjektiven Bestand der Subjekt-Objekt-Relation. Sie nennen aber nichts rein Subjektives, sondern etwas, was die Welt im Subjekt entspringen läßt, wenn beide sich aufeinander beziehen. Es geht darin nicht um das physikalische Sein der Dinge, wie sie unabhängig vom Menschen an sich sind. Vielmehr versucht das metaphorische Denken zu verstehen, was die Dinge *für uns bedeuten*. Die gemeinte Sache wird hinsichtlich eines Beziehungsganzen erschlossen, in dessen Mittelpunkt der erlebende Mensch steht. Die Metapher ermöglicht nun, daß nicht das vereinzelte Subjekt, sondern der Mensch schlechthin sich in diesen Beziehungskomplex versetzen kann. Das metaphorische Sprechen macht die erlebte Beziehungsqualität zum mitteilbaren Sinn. In der Sprache stellt sich die Dialektik von Subjekt und Objekt, von Bewußtsein und Sein, von gesellschaftlichen Menschen und natürlicher Welt her.⁴ Die ursprünglichen, notwendigen Metaphern leisten dies für den großen, inhaltsschweren Bereich der unsinnlichen Qualitäten des Seienden und der unsinnlichen Erlebnisse (das Wort im weitesten Sinne für alle psychischen Wirklichkeiten genommen) des Menschen.

Es gibt auch „kontingente“ Metaphern, d. h. solche, die ihren Gegenstand gleichsam durch eine Ähnlichkeit bezeichnen. Die Redefigur *pars pro toto*, die Metonymie, auch die Übertragung von Stoff- oder Formmerkmalen auf andere Bereiche gehören hierher; so etwa, wenn man von „goldenen Sternen“, von einem „Berg von Schwierigkeiten“ spricht.⁵ Es ist deutlich, daß hier eine andere Übertragung vorliegt als in der Rede von einem „sonnigen Gemüt“ oder von der „Tiefe eines Gedankens“. Kontingente Metaphern gehören zwar auch in den Bereich der aufschließenden Rede, ihnen fehlt aber die absolute Deckung von Wortsinn und Gemeintem, die den notwendigen Metaphern eignet. Das Verhältnis der kontingenten zu den notwendigen Metaphern ließe sich parallel zu dem von Allegorie und Symbol⁶ klären, nämlich derart, daß das kontingente metaphorische Sprechen sich in der *Alteritas* hält, während bei den notwendigen Metaphern sich die *Unitas* eines Sinnes herstellt.

4 Vgl. ebd., S. 25 ff.

5 Vgl. Bruno Snell, *Der Aufbau der Sprache*, S. 158 f.

6 Vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* I, Berlin 1954, S. 191 ff.

II

Das Grundphänomen allen metaphorischen Sprechens ist die Herstellung eines Bildes für ein Unanschauliches. Nicht immer gewinnt dieses Bild den verbindlichen Rang einer Metapher. Oft bleibt es auf anderen Stufen der bildlichen Rede stehen, unverbindlicher, gleichsam das Gemeinte umkreisend, andeutend, ohne es unmittelbar durch ein Bild auszusagen. Vergleich, Gleichnis und Analogie stehen in enger Nachbarschaft zur Metapher, müssen aber gegen diese abgegrenzt werden.⁷ Auch diese Formen des bildlichen Sprechens haben für die Begriffsbildung eine wichtige Funktion, und manchmal gehen sie gleitend in echt metaphorische Darstellung über.

Am fernsten zur Sache selbst hält sich der Vergleich. Schon durch formale sprachliche Mittel betont er den Abstand zwischen den Vergleichenen. „Kämpfen muß das Volk für sein Gesetz wie für die Mauer“, heißt es bei Heraklit B 44. Das komparative „wie“ hält Gesetz und Mauer auseinander. Verschiedenes wird im Vergleich zusammengestellt, hinsichtlich eines gemeinsamen charakteristischen Zuges aufeinander bezogen. „Erasmus sieht listig aus wie ein Fuchs“ – in dieser Feststellung, die man etwa vor einem der Holbeinschen Erasmus-Porträts treffen könnte, wird nichts anderes als eine individuelle Charakterisierung erstrebt, die ein persönliches Merkmal deutlich machen soll. Die Person bleibt dem Vergleichsobjekt, dem Tier, als ein Anderes, im Grunde genommen Disparates entgegengesetzt. Wieviel näher rücken sich beide schon in der metaphorischen Verdichtung der gleichen Aussage: „das fuchsische Gesicht des alten Erasmus“. Hier ist nun der Tiervergleich als ein zulässiger *modus comparationis* für den vorliegenden Fall schon vorausgesetzt; das Vergleichene wird in ein intimeres, wesentlicheres Verhältnis gebracht. Aus den Gesichtszügen der Person spricht unmittelbar so etwas wie Fuchsart. Nicht mehr das einmalig individuelle Merkmal, das der Vergleich heraushob, steht nun in Frage, sondern das Gattungsgemeine eines menschlichen Wesenszuges, das im Individuum Gestalt annimmt. Die Metapher, eine durchaus kontingente in diesem Falle, rückt dem Gemeinten näher auf den Leib. Der Vergleich hält Distanz.

Intensiver als der Vergleich ist das Gleichnis. Es steht am Anfang aller begrifflichen Fixierung, die sich, von ihm ausgehend, immer reicher

7 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 181 ff.

entfaltet.⁸ Dem Vergleich ist es verwandt, insofern es die Vergleichenen nicht zur Deckung bringt; Gemeintes und Bild bleiben als Getrennte bestehen. Der Metapher nähert sich das Gleichnis indessen, insofern es das Gemeinte als solches enthält, wenn auch in „eingekleideter“ Form, als Sinngehalt des Vorgangs. Ein Beispiel mag das verdeutlichen (nach Diogenes Laertius, I, 30; 106):

Als Chilon fragte, ob jemand weiser sei als er, gab die Pythia das Orakel:

„Myson lebt am Oita in Chen; der ist, so verkünd' ich, noch weit besser als du mit klugem Geiste versehen.“

Neugierig reiste Chilon in das Dorf und fand ihn, wie er mitten im Sommer den Sturz am Pflug befestigte, und sagte: „Aber Myson, jetzt ist doch nicht die Zeit für den Pflug.“ „Wohl aber“, antwortete jener, „ihn herzurichten.“⁹

Um was es hier geht, ist die Charakterisierung der planenden Vorsorge als Merkmal der Klugheit. Im Vorgang der vorsorglichen Bemühung ist eben die Klugheit enthalten. So kann dieser Vorgang an die Stelle des Begriffs treten ohne ihn doch als Begriff auszubilden (was zur Metapher hinzugehört). Das Gleichnis ist nie ein auf Anschauung gebrachter Begriff, sondern immer das anschauliche Geschehen selbst, insoweit dieses typisch ist und so den Begriff durchscheinen läßt. Aus diesem Grunde steht das Gleichnis dem Kunstwerke nahe, ja es ist oft ein Kunstwerk, wie die Fabel oder die Parabel. Für die Entdeckung des Unanschaulichen vermittelt Repräsentation durch ein Anschauliches haben die Gleichnisse als Vorstufe und Übergang zum metaphorischen Denken eine wichtige Funktion. In den homerischen Epen wird im Gleichnis die erste Formulierung des Unsinnlichen gefunden.¹⁰ Das ist nicht so, als ob die Gleichnisse erläuternd zu dem Ausgesagten hinzuträten. „Die Gleichnisse gehen nicht als Ausschmückung neben der Handlung her, sondern ersetzen sie geradezu.“¹¹ Sie haben auch nicht die Aufgabe, ein ohnehin anschaulich Darstellbares auszumalen. Sie treten vielmehr für das ein, was mit den Mitteln unmittelbarer, einfacher Anschaulichkeit nicht mehr zu

8 Am Beispiel des griechischen Denkens verfolgt B. Snell, ebd., den historischen Verlauf dieses Prozesses im einzelnen.

9 Bruno Snell, *Leben und Meinungen der sieben Weisen*, München 1943, S. 63.

10 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 15 ff. und 181 ff.; Roland Hampe, *Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit*, Tübingen 1952.

11 Ebd., S. 10 u. ö.

gestalten ist. Hierin erweisen sie sich als exakt metaphorisch, insofern sie notwendig ein Bild auf einen unsinnlichen Zustand oder Vorgang übertragen. Die zahlreichen Gleichnisse zur Schilderung der Volksversammlung im 2. Gesang der *Ilias* sind solche notwendigen Bilder. „Hier galt es, ein im einzelnen nicht mehr erfaßbares, unüberschaubares, in tausendfältiger Vielheit sich *gleichzeitig* abspielendes Geschehen festzuhalten.“¹² Das Unübersichtliche, die Menge, wird durch bildhafte Rede versinnlicht, präzisiert. Dasselbe gilt für iterative Vorgänge (z. B. *Ilias* 11, 172 ff.). Kräfte, an sich unsichtbar, werden im Erlebnis des Gesamtgestus einer Situation faßlich. Diesen Gesamtgestus, die Ausdrucksqualität, umschreibt das Gleichnis (z. B. *Ilias* 22, 25 ff.). Und schließlich ist es seelisches Geschehen, das sich im Gleichnis darstellt (z. B. *Ilias* 18, 318 ff.). So eröffnet sich ein ganz neuer Verstehensraum, der im Gleichnis allgemein zugänglich wird. Der Logos der Welt, ihr Gemeinsames, das sich im Worte vermittelt, wird reicher. Nicht nur die äußere Welt der Dinge, auch die innere der Erlebnisse kann nun ausgesagt und damit für alle Menschen gemeinsam werden; sie stehen, nach einem Worte Heraklits (B 89), im Wachen in *einer* Welt, nur im Schlaf wendet sich jeder seiner eigenen zu. Die Sprache der Bilder ist der Schlüssel zur echten Gemeinschaft, weil sich darin das Verstehen des Menschen durch den Menschen herstellt.¹³ Die notwendigen Metaphern und ihre im Gleichnis gegebenen Vorstufen übernehmen also die allgemeine Funktion der Sprache, Verstehensmedium des vergesellschafteten Menschen zu sein, für den intersubjektiven Bereich der Erlebnisqualitäten der Welt. Gefühle, Stimmungen, alle Ausdrucksphänome werden dadurch in das Instrumentarium des Bewußtseins aufgenommen. Das heißt aber, daß ein ungeheurer anthropologischer Grund für das gemeinsame Bedenken und Tun freigelegt wird. Neben anderen werden auch Erwartungsaffekte und prospektive Akte¹⁴ damit in die zwischenmenschliche Verständigung aufgenommen und so zu Triebkräften des gesellschaftlichen Geschehens gestaltet.

12 Ebd., S. 13. Bei Hampe zahlreiche Beispiele für die verschiedene Funktion der Gleichnisse Homers.

13 Sprache als solche ist die Voraussetzung des gesellschaftlichen Seins. Vgl. J. W. Stalin, *Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft*, Berlin 1951, S. 26; vgl. Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 30 ff.

14 Über die fundamentale Bedeutung dieses anthropologischen Grundes für den subjektiven Faktor in der Geschichte vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* I, Kap. 9-14.

So wächst aus Vergleich und Gleichnis die Einsicht in das Unsinnliche. Dieses so zu benennen, daß es sich in seinem Seinsmodus offenbare, ist die Aufgabe der Metapher. Ihr bleibt vorbehalten, das Begriffliche zu fixieren, was im gleichnishaften Sprechen erzählend umschreibend ins Bewußtsein gerufen wurde. Denn die Metapher nennt nun präzise ein Unnsinnliches mit anschaulichem Bilde.

Da die sinnliche Form der Anschauung der Raum ist, da räumliche Verhältnisse unmittelbar anschaulich erlebt werden, sind es zunächst Raum-Metaphern, die das Unsinnliche erschließen. Ernst Cassirer hat mit Nachdruck auf diesen Sachverhalt hingewiesen:

„Auch die abstraktesten Gestaltungen der Sprache weisen noch deutlich den Zusammenhang mit der primären Anschauungsgrundlage auf, in der sie ursprünglich wurzeln. Auch hier trennt sich die Sphäre des ‚Sinns‘ nicht schlechthin von der der ‚Sinnlichkeit‘, sondern beide bleiben aufs engste ineinander verwoben ... Vor allem ist es die *räumliche* Anschauung, an der sich dieses Ineinander des sinnlichen und des geistigen Ausdrucks in der Sprache durchgehend beweist. Gerade in den allgemeinsten Ausdrücken, die die Sprache zur Bezeichnung geistiger Prozesse erschafft, tritt die entscheidende Mitwirkung der räumlichen Vorstellung aufs deutlichste hervor. Noch in den höchstentwickelten Sprachen begegnet diese ‚metaphorische‘ Wiedergabe geistiger Bestimmungen durch räumliche ... Hinter dieser Schärfe der räumlichen Charakteristik treten alle anderen Bestimmungen zurück, oder sie kommen nur durch die Vermittlung von Ortsbestimmungen zur indirekten Darstellung. Dies gilt ebenso wie für die *zeitlichen* auch für *qualitative* und *modale* Unterschiede ... Es ist, als würden alle gedanklichen und ideellen Beziehungen dem Sprachbewußtsein erst dadurch faßbar, daß es sie auf den Raum projiziert und in ihm analogisch ‚abbildet‘. An den Verhältnissen des Beisammen, des Neben- und Auseinander gewinnt es erst das Mittel zur Darstellung der verschiedenartigen qualitativen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Gegensätze.“¹⁵

Der Raum als die Seinsform der Materie wird so zum Grundelement der Seinsauslegung überhaupt. Ein anderes Seinsverständnis als vom materi-

15 Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen* I, Darmstadt 1953, S. 149 ff. (= S. 146 ff. der 1. Auflage von 1923). Des weiteren folgt dann die Rückführung der räumlichen Metaphern auf die Deixis und auf die ursprünglich anthropologischen Befunde der Körperteile und der Stellung des leiblichen Ich in der Umwelt; vgl. hierzu Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 15 ff.

ell Gegebenen her ist gar nicht möglich. Jedes Sprechen, das sich selbst versteht, weiß um den Sachverhalt, daß alles nur gemäß den Modi des Materiellen vorgestellt wird. Auch das „Wie“ des Unsinnlichen unterliegt diesem Gesetz. Die Inhalte des Bewußtseins sind immer an die Formen und Kategorien des Seins gebunden.

Die heraklitische Rede vom *logos bathys* macht das deutlich. Der *logos* hat seine eigene Dimension, die durch die Tiefe erschlossen werden soll. Tiefe heißt räumlich: eine nicht mit einem Blick zu übersehende Erstreckung, vor allem eines Hohlraums, in dem sich etwas noch Unentdecktes befinden kann (die Vorstellung von Dunkelheit und Ausleuchten des Dunklen wird leicht assoziiert). Man denkt an eine tiefe Grube, an die Tiefe eines Gewässers. Hier ist ausloten und nachspüren am Platze, um Neues ans Tageslicht zu bringen. Das gleiche gilt nun vom *logos*, von dem Sinn der Rede, in die das Verhältnis des Menschen zur Welt eingeht. Auch er ist unerschöpflich. Sinn und Bedeutung weiten sich im Gang des Menschen. Mit dreifacher Raum-Metapher: „Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden, auch wenn du gehst und jede Straße abwanderst; so tief ist ihr Sinn.“ (Heraklit B 45). So bleibt der Sinn, als Bezugspunkt menschlichen Handelns, immer offen, aus sich selbst reicher werdend (B 115). Der Sinn weist über sich hinaus auf Perspektiven und Realmöglichkeiten des Seins. Er ist immer *logos bathys* als ein noch auszulotender.

Die Raum-Metapher der Tiefe (wie die ergänzende der Grenze und des endlosen Weges) erschließt so einen neuen Bereich. Sie offenbart, was im Verhältnis des Menschen zur Welt an verborgenen Möglichkeiten steckt, und macht – worauf noch einmal zurückzukommen ist – den Sinn des Seins kenntlich, indem sie das Sein des Sinns abbildet (d. h. ins Bild faßt). Ohne diese bildhafte Konkretisierung bliebe der Seinsmodus des *logos* ungesichtet.

Insofern zum Unsinnlichen kein anderer allgemeiner Verstehenszugang gegeben ist als durch das Bild, ist die Metapher „ursprünglich“. In ihr entspringt nämlich allererst der gemeinsame Sinn dieses zuvor nur individuell-subjektiv Gefühlten. Die ursprüngliche Metapher gibt an, wie etwas vorgestellt werden muß. Das besagt, daß das, was in der Metapher dargestellt wird, so und nicht anders ist und daß es nur vermittels der metaphorischen Rede in seinem Sein vorgestellt werden kann. Das Bild und das Gemeinte der Metapher sind identisch: das, was die Metapher aussagt, *ist* die Wirklichkeit des Ausgesagten in strengem Sinne. Insofern ist die ursprüngliche Metapher zugleich eigentliche und bildliche Rede. In diesem Zugleich liegt ihre Notwendigkeit begründet.

Der Unterschied von bildlicher und eigentlicher Rede, der für das Wesen der Metapher ausschlaggebend ist, begegnete uns schon oben, ohne

daß wir ihn ausdrücklich notiert hätten. Wenn wir sagten, das Gesicht des Erasmus sei füchsisch, so konnte diese Rede nur bildlich gemeint sein. Ihr Kernpunkt liegt ja gerade darin, daß Erasmus kein Fuchs ist, sondern nur gemäß dem typischen Bilde eines Fuchses vorgestellt wird. Nun hörten wir aber auch, der bizarre Baum im Nebel wirke drohend, das Heulen des Windes sei bedrückend. Hier hat zwar eine Übertragung stattgefunden, die aber gerade nicht als das Bild, demgemäß ein Sachverhalt vorgestellt wird, sondern ohne Umschweife als Ausdruck des Sachverhaltes selbst erscheint. Daß der heulende Wind bedrückt, erlebe ich ja unmittelbar. Die Rede ist also rein eigentlich gemeint, genauso, wie wenn ich sage: Der neue Schuh drückt meinen Fuß. Und doch ist, wie ersichtlich, ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Sätzen. Der erste ist nämlich rein eigentlich und *zugleich* bildlich; der zweite ist rein eigentlich, ohne bildliche Komponente, weil er eine unmittelbare Sinneserfahrung des Tastsinnes wiedergibt, aus dessen sprachlicher Ausdruckssphäre sein Vokabular genommen ist. Man kann sagen: Das Drücken des Schuhs ist eine Eigenschaft, die dem Schuh als solchem zukommt; das Bedrückende des Windes hingegen ist die Art und Weise, wie ich ihn aufnehme. Logisch heißt das: Das Drücken des Schuhs ist ein *determinierendes* Prädikat, das Bedrückende des Windes ein *modifizierendes*.¹⁶ Darüber ist in den nächsten Abschnitten mehr zu sagen.

Zum Abschluß: Die Trennung von Bild und Sinn in der uneigentlichen Rede macht das Wesen der kontingenten Metapher aus. Sie ist eine Stilform und wird als eine besondere Art des Sprechens auf jeden beliebigen Gegenstand angewandt. Die Einheit von Bild und Sinn in der eigentlichen bildlichen Rede kennzeichnet die notwendigen Metaphern. Diese sind das Sprechen selbst, auf eine bestimmte Art von Gegenständen (nämlich unsinnliche) gerichtet. Es gibt keine andere Art, über diese Gegenstände zu sprechen. Darum sind diese Metaphern notwendig.¹⁷

16 Zum Gebrauch dieser Termini vgl. Josef König, *Sein und Denken*, Halle 1937.

17 Insofern entstehen viele notwendige Metaphern zunächst im Raume mythischen und religiösen Sprechens, um dann säkularisiert und rein weltlich gebraucht zu werden; dies habe ich in einem Vortrag „Über einige säkularisierbare religiöse Ur-Symbole“ anlässlich der 3. Jahrestagung der Deutschen Vereinigung zum Studium der Religionsgeschichte, Marburg 1953, zu zeigen versucht.

III

Der Herkunft nach kann man zwei Klassen von Metaphern unterscheiden: adjektivische und verbale. Jede von ihnen zielt auf einen ganz anderen semantischen Bereich, und zwar so, „daß der übliche Ausdruck in eine ganz andere Anschauungssphäre verschoben wird, dabei aber seine Gestaltqualität (Bildstruktur) beibehält. Die Metapher sucht für einen angeschauten Vorgang einen suggestiveren, also deutlicheren Ausdruck.“¹⁸ Bei der adjektivischen Metapher geht es dabei um seine Qualität, die *begriffen* werden soll. „Das Adjektiv bezeichnet etwas, das ‚an‘ einem Gegenstand ist, das dieser Gegenstand ‚hat‘ ... Der eigentliche Gebrauch des Adjektivs ist der attributive, wenn das Adjektiv neben einem Substantiv steht.“¹⁹ Wenn wir z. B. von einer glasklaren Flüssigkeit sprechen, so dient der metaphorische Gebrauch von „Glas“ der Bestimmung einer Eigenschaft, die der Flüssigkeit an sich zukommt. Sie hat das Merkmal gläserner Klarheit. Stoffliches wird hier in seiner prägnanten Beschaffenheit genommen, um anderes Stoffliche zu bestimmen. Gleichermaßen können wir von einer milchigen Flüssigkeit oder Farbe sprechen, ohne den Bereich des sinnlichen Erlebbaren zu verlassen. Im eigentlichen Sinne wird hier die Ähnlichkeit zum inneren Grund, zur Bedingung der Möglichkeit der Übertragung, was eigenschaftlich ähnlich ist, kann gestaltpsychologisch ausgetestet und analysiert werden. Den adjektivischen Metaphern kommt so zunächst eine Ordnungsfunktion zu. Sie bestimmen, in welche Anschauungsregion ein Wahrgenommenes gehört. Indem sie so das Wahrgenommene klassifizieren (anschaulich, nicht logisch), determinieren sie es in einer bestimmten Hinsicht. Die adjektivische Metapher ist determinierendes Prädikat.

„Eigenschaften können rein oder getrübt sein; daher kann man ihre Grade durch Vergleiche gegeneinander abstufen (durch ‚Komparation‘), man kann ihre ‚Nuance‘ durch einen Vergleich festlegen: weiß wie Schnee oder, übertreibend, weißer als ein Ei, bleicher als Wachs, honigsüß, schnell wie ein Pferd oder wie ein Vogel; vor allem dienen solche Vergleiche, die in aller Sprache und in aller Dichtung zu den ursprünglichsten gehören, dazu, die Reinheit oder Stärke einer Eigenschaft deutlich zu machen ...

Ordnung und Verständigungsmöglichkeit im Bereich der Eigenschaften ist uns zunächst gegeben durch die Ordnung unserer sinnlichen

18 Josef Körner, *Einführung in die Poetik*, Frankfurt a. M. 1949, S. 4.

19 Bruno Snell, *Der Aufbau der Sprache*, S. 113 ff. Zum folgenden vgl. insgesamt Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 184 ff.

Wahrnehmungen: Das Sehen unterscheidet hell und dunkel und die Farben vom Rot zum Violett – und die anderen Sinne entsprechend die Abstufungen der ihnen zukommenden Skala; Raum und Zeit erschließen sich uns durch ‚groß‘ und ‚klein‘, womit ein festes Gerüst gegeben ist, um das sich vieles herum bauen läßt.“²⁰

In den adjektivischen Metaphern steckt noch immer so etwas wie eine Analogie, sie stehen in nächster Nachbarschaft zum uneigentlichen Vergleich, bei dem die Identität von Bild und Verglichenem nicht streng genommen wird. Demgegenüber sind die verbalen Metaphern „ursprünglich“; das besagt, daß das Gemeinte *so und nur so*, nämlich metaphorisch, ausgesagt werden kann. Die Funktion der Metapher, ein Unanschauliches sichtbar werden zu lassen, hat bei den verbalen Metaphern eine besondere Bedeutung. Diese bezeichnen nicht, wie die adjektivischen, eine *Qualität*, sondern den *Typus eines Vollzugs*. Das macht den Unterschied aus: „Die Eigenschaft tritt rein hervor im Kontrast zu ihrem Gegenteil, die Tätigkeit vollendet sich in der Zweckmäßigkeit, Anmut und Sicherheit ihres Vollzugs.“²¹ Die Ähnlichkeit geht also hier auf etwas anderes als im Falle der adjektivischen Metaphern. Sie ist nicht gestaltqualitativ begründet, sondern beruht darauf, daß der Eindruck von etwas uns auf eine andere bildliche Vorstellung bringt, die nun dafür eintritt. So ist es schon, wenn wir z. B. von einer glasklaren Gedankenführung sprechen. Indem wir der Ableitung eines Gedankens folgen, werden wir an die Vorstellung von etwas Durchsichtigem, klar Durchschaubarem gemahnt. Nicht die Eigenschaft des Gedankens, sondern der Modus seiner Durchführung wird metaphorisch ausgesagt, allerdings so, daß damit zugleich rückwirkend auch der Gedanke selbst attributiv bestimmt wird.²² Diese Metapher ist also modifizierend. Die ihr zugrunde liegende Ähnlichkeit ist nicht eine äußere, gestaltqualitative, sondern eine innere, gemahnende.²³ In unserem Beispiel erweist sich die Metapher als eine solche, die adverbial ausgesagt werden kann. Als solche fällt sie unter die Gruppe der verbalen Metaphern. Zum Verbum gehört nämlich notwendig der Modus hinzu. Er ist dem Verbum inhärent und wird dann grammatikalisch durch die

20 Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 184 f.

21 Ebd., S. 185.

22 Über das Verhältnis von modifizierenden und determinierenden Reden, von Modus und Attribut, siehe Abschnitt IV gegen Schluß.

23 Zur Beschreibung dieses Sachverhalts vgl. Hans Lipps, *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*, Frankfurt a. M. 1938, S. 103 ff.

jeweilige Modalform der Konjugation kenntlich gemacht.²⁴ Auf späterer Stufe treten dafür originale modalisierende Adverbien (z. B. vielleicht, gewiß, hoffentlich usw.) ein. Die Ur-Modalitäten (Indikativ, Konjunktiv, Imperativ, Negation, Dauerform, Verlaufsform usw.) sind gleichsam die Modi der Rede, die der Sache selbst innewohnen, ohne sie eigenschaftlich zu determinieren. Darüber hinaus gibt es gleichsam „entferntere“ Modi, die sich in den abgeleiteten Adverbien niederschlagen.²⁵ Diese Modalisierung des verbalen Ausdrucks ist der Anwendungsbereich ursprünglicher Metaphern. Die Art und Weise eines Vollzugs kann nämlich immer nur durch eine sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft oder Tätigkeit für das Verständnis eröffnet werden. An sich ist der „entferntere“ Modus sprachlos, d. h. unvernünftig. Erst durch die Metapher wird man auf ihn gebracht.

IV

Wenn wir die notwendige Metapher als modifizierend bezeichneten, so hat es damit eine besondere Bewandnis. Das Seiende an sich hat Eigenschaften. Es kann schwer oder leicht, rot oder blau oder gelb sein. Kurz, alle unmittelbar sinnlich gegebenen Qualitäten oder mittelbar aus dem Sinnlichen erwachsenen Quantitäten kommen dem Seienden selbst zu, wie es an sich ist. Sie sind die Merkmale seines Seins, sie machen sein So-Sein aus. Insofern können wir sagen, daß diese Merkmale das Seiende bestimmen. Es sind *determinierende* Prädikate. Von ihnen kann unmittelbar und rein eigentlich gesprochen werden; sie bedürfen keiner bildlichen Umschreibung, weil sie sich selbst so geben, wie sie sind. Jede weitere Verbildlichung eines Selbstgegebenen dient nur einer größeren Intensität des Gesagten, nicht aber einem erst herauszuarbeitenden Verstehen. Was gemeint ist, war schon vor der bildlichen Umschreibung bekannt; nun steht es in deutlicher, den individuellen Fall schärfer charakterisierender Form vor Augen. Gerade die intensivere individuelle Charakterisierung, die das Bild erstrebt und erreicht, stellt jedoch seine Verbindlichkeit, seine allgemeine Gültigkeit in Frage. Denn das kontingente metaphorische Sprechen bringt zwar ein Typisches am Gegenstand in den Blick – z. B.

24 Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, S. 180 ff. (= 176 ff.).

25 Vgl. den instruktiven Aufweis dieses Problems bei Josef König, *Sein und Denken*, S. 6 f.

das fuchsische Aussehen des Erasmus – aber doch so, daß dieses Typische nicht ohne weiteres von anderen Exemplaren der gleichen Gattung ausgesagt werden kann. Das kommt daher, daß das typisierende Bild einem anderen Gattungsbereich entnommen ist, derart, daß sich zwar im Einzelfall beide Gattungsbereiche berühren, ja hinsichtlich einiger hervorstechender Merkmale zur Deckung kommen, aber doch sogleich wieder auseinander-treten, wenn diese Deckung durchgehalten werden soll. Es liegt gleichsam eine *metabasis eis allo genos* vor, derzufolge die kontingente metaphorische Rede nur uneigentlich ist. Die Deckung von Bild und Gemeintem ist darum nicht beliebig wiederholbar oder generell anwendbar. Aristoteles gibt das Beispiel einer solchen uneigentlichen Rede: Die Erde sei eine Amme. Damit ist eine Funktion der Erde in einem bestimmten Zusammenhang sinnfällig ausgesprochen, ohne daß die Metapher das Sein oder Wesen der Erde verbindlich kenntlich gemacht hätte. Darum läßt Aristoteles sofort den richtigen Einwand folgen:

„Ein anderer Ort ist gegeben, wenn der Gegner metaphorisch spricht, etwa die Wissenschaft ein Unumstößliches sein läßt, oder die Erde eine Amme, oder die Mäßigkeit einen Einklang. Jede Metapher ist undeutlich. Man kann auch den, der von ihr Gebrauch macht, schikanieren, als habe er es eigentlich gemeint. Dann wird die gegebene Bestimmung nicht passen, wie z. B. bei der Mäßigkeit, da jeder Einklang in Tönen liegt. Auch müßte, wenn Einklang Gattung für Mäßigkeit ist, das nämliche in zwei Gattungen stehen, von denen keine die andere umfaßt. Denn der Einklang umfaßt nicht die Tugend, und die Tugend nicht den Einklang.“²⁶

Das heißt nicht, daß die Metapher grundsätzlich abgelehnt wird. „Die Metapher macht das durch die Ähnlichkeit Erklärte in gewisser Weise bekannter. Denn wer sich einer Übertragung bedient, gebraucht sie auf Grund irgendeiner Ähnlichkeit.“²⁷ Sie soll nur auf den ihr zukommenden Anwendungsbereich beschränkt werden, nämlich die Intensität eines Ausgesagten aus einer konkreten Situation heraus für diese Situation und nur für diese Situation zu steigern. Die kontingente Metapher hat einen situationsgebundenen hermeneutischen Charakter. Aus dieser konkreten Situationsgebundenheit erklärt sich der schwierige Seinsmodus der kontingenten Metapher, die dadurch gekennzeichnet ist, daß sie das Gemeinte zwar nur uneigentlich, aber doch intensiver als die eigentli-

26 Aristoteles, *Topik*, 139b-140a, übers. E. Rolfes, Leipzig 1922.

27 Ebd., 140 a.

che Rede aussagt. Hierin liegt nun gerade die Umkehrung des normalen Erkenntnisprozesses. In der *adaequatio intellectus ad rem*, d. h. im normalen Erkenntnisvorgang, der auch dem determinierenden Prädizieren in eigentlicher Rede zugrunde liegt, richten sich Denken und Sprechen nach dem Ansichsein der Sache. Die metaphorische Rede aber akzentuiert einen Zug des Ansichseins hinsichtlich seiner Bedeutung für den Sprechenden und Angesprochenen. Das besagt, daß nun die Sache an ihrer Bedeutung gemessen wird, daß das Bewußtsein als hermeneutisches die Sache seiner Intention angleicht; so etwa, wenn im aristotelischen Beispiel die Erde als Amme bezeichnet wird, um sie als Ernährerin des Menschen oder der Lebewesen schlechthin zu kennzeichnen. In diesem Sinne muß eine hermeneutische Situationslogik, die den subjekten Faktor im jeweiligen Vollzug bestimmen will, von einer Umkehrung des realen Fundierungsverhältnisses Sein-Bewußtsein ausgehen (ohne allerdings dabei aus dem Bewußtsein zu verlieren, daß es sich um eine Umkehrung handelt, die demgemäß nur einen Zug der Subjekt-Objekt-Relation, nicht aber diese im ganzen darstellen kann). Für eine solche Umkehrung gelten dann – mit Einschränkungen – die Analysen, die Hans Lipps an der Sprache durchgeführt hat.²⁸ Zum Beispiel:

„Das Wort gibt mir die Dinge zu fassen. Das Wort ‚erfüllt‘ sich, wird aber nicht eigentlich ‚gedeckt‘ durch die Dinge, so als ob es von daher erst den Ausweis seiner Gültigkeit bekäme. Vielmehr: das Wort ist das erste, die Dinge werden auf das Wort gebracht. Sie werden darin erkannt, nämlich ausgelegt ... Man bekommt sich im Worte selbst zu fassen in seiner Bewegtheit. Wobei nicht nur – wie bei dem reaktiven Umgriff – meine Spontaneität, sondern meine Freiheit beansprucht ist. Sie zeigt sich schon insofern im Wort, als es eine Antwort ist auf die Dinge bzw. diese in dieser Verantwortung meiner selbst als etwas angesprochen werden. Die Dinge sind offenbar in dem, als was wir uns selbst artikulieren. Insofern ist das Wort Ausdruck ... Die Artikulation bezieht sich auf die Fassung, die man dem im Wort Verlautenden gibt. Das Wort ist – im Doppelsinn – ‚Mittel‘

28 Hans Lipps, *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*, ders., *Die menschliche Natur*, Frankfurt a. M. 1942; ders., *Die Verbindlichkeit der Sprache*, Frankfurt a. M. 1944. Starke Einschränkungen sind notwendig, weil Lipps den subjektiven Ansatz heillos idealistisch überspitzt und manchmal das Problem unter offenkundigem Einfluß der faschistischen Ideologie direkt verzerrt.

des Ausdrucks. Es bedeutet eine Ersteigerung. Das darin Ausgedrückte wird zu sich selbst entbunden.²⁹

Das gilt natürlich nur für eine Seite der Sprache, und zwar gerade für die, die sich in den kontingenten, situationscharakteristischen Metaphern ausspricht. Darum ist Ähnlichkeit ihre Grundkategorie und die ihr demgemäß zukommende Undeutlichkeit ein Vorzug. Sie schafft vermöge dieser nicht eindeutig zu fixierenden Übereinstimmung von Bild und Gemeintem einen Bedeutungshof um den Begriff, ein Sinnfeld, auf dem sich der Sprachgebrauch variierend und damit den konkreten Fall präzisierend bewegen kann. Ähnlichkeit als nur teilweise Gleichheit in einem gestaltqualitativ ausgezeichneten Sinn läßt einen gewissen Spielraum frei, innerhalb dessen der Sinn der Metapher sich erfüllen kann. Die Funktion der in uneigentlicher Rede gebrauchten kontingenten Metaphern ist also im Gesamtzusammenhang des sprachlichen Aufschlusses von Welt eine sehr wesentliche. In ihnen zeigt sich der Unterschied einer von der Objektseite bestimmten Sachlogik und einer von der Subjektseite bestimmten Situationslogik an. In diesem Unterschied wird die dialektische Zweieinheit *Subjekt-Objekt*, die sich in der Sprache ihr Organon ausbildet, begrifflich faßbar. Diese Verhältnisse sind noch völlig undurchdacht und können im Zusammenhang einer Erhellung des metaphorischen Sprechens auch nur angedeutet werden.

Die in uneigentlichem Sinne gebrauchten Metaphern sind determinierend. Sie bestimmen den Gegenstand im Hinblick auf eine charakteristische Situation, in der er sich gibt. Sie sagen etwas über die Eigenschaften des Gegenstandes aus. Anders die *modifizierenden* Prädikate. In ihnen geht es nicht um diese oder jene Eigenschaft, sondern um das So-oder-so-geartet-Sein ihrer Gegebenheit. Die modifizierenden Prädikate zeigen den Modus des Gegenstandes an. Nun aber nicht den Modus des Gegenstandes an sich, sondern den Modus seiner Beziehung auf das Subjekt, also den Modus der Subjekt-Objekt-Relation. Darin liegt das Gemeinsame kontingenter und notwendiger Metaphern: Beide beziehen in ausgezeichnetem Sinne das Objekt auf das Subjekt, nicht als ein gänzlich Anderes und Abgetrenntes, sondern als eine wesentliche Einheit zweier Unterschiedener. Die Sprache als solche ist der Ort, an dem sich die Dialektik von Mensch und Welt nicht allein entfaltet, sondern zugleich

29 Hans Lipps, *Die menschliche Natur*, S. 71 ff.

sichtbar wird.³⁰ Die Metaphern sind dann die semantische Konstitution des In-der-Welt-Seins als einer strukturellen Einheit von Mensch und Welt, insofern in ihnen das Engagement des Subjektes in der Welt, gegenüber dem Weltlichen, zum Ausdruck kommt. Die determinierenden Prädikationen, metaphorisch auf die jeweilige Situation zugespitzt, lassen dieses Engagement am objektivierten Gegenüber ansetzen, so allerdings, daß die Erscheinung des Objekts für das Subjekt darin ausgesagt wird. Die modifizierenden Prädikationen aber enthüllen das subjektive Betroffensein vom Seinsmodus des weltlichen Gegenüber, der zugleich der Seinsmodus unseres eigenen Betroffenseins ist. In dieser Selbigkeit der Modi wird die Subjekt-Objekt-Distanz zwar nicht aufgehoben, wohl aber in eine übergreifende Einheit der differenziert Unterschiedenen integriert. Die Selbigkeit, dergemäß der Seinsmodus des betreffenden Seienden gleich dem Seinsmodus des Betroffenseins von diesem Seienden ist, enthält logisch wie ontologisch ihre Schwierigkeiten. Sie ist *nicht* die Identität des Ununterschiedenen, die in dem Axiom der klassischen Logik, dem Identitätssatz, gründet. Am besten macht man sich das Verhältnis an einem der schon gegebenen Beispiele klar: Der heulende Wind bedrückt mich. *Bedrücken* dient in diesem Satze zur Kennzeichnung der Seinsweise des Windes: Ich habe den Eindruck von etwas Bedrückendem. Wiederum auch: Indem ich den Wind höre, bin ich bedrückt: Diese Stimmung entsteht in mir, weil der Eindruck selbst bedrückend ist. Der Unterschied zum determinierenden Prädikat macht dies deutlich: Ich kann wohl sagen, ich habe den Eindruck (= die Wahrnehmung) von etwas Blauem; ich kann aber nicht sagen, ich habe einen blauen Eindruck. Für die modifizierenden Prädikate gilt indessen: Der Eindruck von einem Bestimmten ist ein in gleichem Sinne bestimmter Eindruck.

Weiter: Der Eindruck, den ein Seinsmodus auf mich macht, ist kein bestimmter, solange ich ihn nicht benenne, d. h. als Bestimmten auszeichne. Benennen kann ich den unsinnlichen Modus jedoch nur metaphorisch. Im metaphorischen Sprechen (Denken) wird er also erst zu einem bestimmten Eindruck und damit auch erst zu einem Eindruck von einem Bestimmten. Etwa so: Der heulende Wind affiziert mich irgendwie, ich weiß nicht wie, aber doch in einem gewissen Sinne, in einer bestimmten Richtung. Ich versuche, den aufgefaßten unbestimmten Eindruck zu

30 Zu dieser dialektischen, ontologisch zentralen Position der Sprache vgl. Bruno Liebrucks, *Das Wesen der Sprache*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, V, 4, S. 465 ff.; und Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, Abschnitt I.

fassen,³¹ ich suche nach einem Wort, das ihn „trifft“; schließlich finde ich es: *bedrückend*. Dann gilt: „Das Wort charakterisiert den Eindruck. Das Was des *Eindrucks von ...* besteht gerade hierin. Es ist, als ob durch diese Fassung der Eindruck allererst zu sich selbst entbunden würde. In immantener Rückwendung auf das im Eindruck sich Kündende wird dieses sich darin Kündende ausgedrückt. Und dieser Ausdruck ‚liegt‘ hier schon irgendwie im Ausgedrückten.

Sofern etwas auf mich wirkt, stehe ich unter dem Eindruck von ... Ich finde mich als bewegt von etwas. Dies aber, von dem ich bewegt werde, ist doppelsinnig: es bedeutet nicht nur das, von woher ich bewegt werde, was auf mich wirkt, sondern ebenso sehr das, worauf ich hierbei gebracht werde, worin der Eindruck sich verdichtet. Die Deutlichkeit des Eindrucks verschiebt sich dahin, Eindruck von etwas Bestimmtem zu sein. Der Eindruck wird in mir hervorgerufen. Etwas wirkt ja doch hier auf mich, und zwar so. Andererseits: so sicher als etwas *mein* Eindruck ist – mein Eindruck vermittelt sich erst darin, daß *etwas* so auf mich wirkt.³²

So habe ich nicht nur den Modus des Gegenstandes, sondern auch den meines eigenen Befindens entdeckt, und beide decken sich. In diesem Vorgang wird das deutlich, was wir die semantische Konstitution des In-der-Welt-Seins nannten. Die Welt tritt uns nämlich als das entgegen, was unser eigenes, subjektives Befinden bestimmt und in seiner jeweiligen Artung auslöst. Darum sagen wir, der heulende Wind bedrückt uns; der Wind wird als Handelndes verstanden, wir selbst sind sein direktes, transitives Objekt. Andererseits ist das Bedrücktsein eine subjektive Stimmungslage, die nichts über die objektiven, sozusagen physikalischen Eigenschaften des Windes aussagt. Wir verstehen also die Welt gemäß unserer eigenen Subjektivität, wir legen sie aus. Diese Auslegung ist aber auch wieder nicht rein subjektiv, sondern hält sich an die durch anschauliche materielle Gegebenheiten und Vorgänge vertraute und vorgezeichnete Weltansicht; darum wird der Modus in der Metapher formuliert.

Wir können diese Modi des Weltlichen, die wir oben als „entferntere“ charakterisierten, nun auch als subjektive Modi bezeichnen, wenn wir darunter verstehen, daß sie erst durch den im Subjekt entstehenden Reflex eines objektiv-materiellen Vorgangs zur Welt kommen. Diese Modi – und das sie entdeckende metaphorische Sprechen – haben nun aber eine

31 Ausführlich wird dieses Problem gestellt und erörtert bei Josef König, *Sein und Denken*, Kapitel 1. Ebenso bei Hans Lipps, *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*, S. 96 ff.

32 Hans Lipps, *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*, S. 98.

wesentliche Funktion. In ihnen konstituiert sich nämlich die Welt als Bedeutungs Ganzes; *für den Menschen*. Sie tritt aus ihrem Ansichsein heraus und kommt auf den Menschen zu als etwas, mit dem er umgehen kann, in dem er zu wohnen vermag. Das mythische Denken ist die erste, frühe, unvermittelte Begegnung des Menschen mit der Welt als einem gleichsam menschenähnlichen Wesen. Darum sind viele mythische Archetypen heute noch ästhetisch belangvoll.³³ Was eine für den Menschen ganz andere, fremde Objektwelt nie geworden wäre, nämlich der Raum der *Poiesis*, des nach Menschenmaß formenden Tuns, konnte die metaphorisch ansprechbare, in den subjektiven Modi sich spiegelnde Welt sein. So wurde die Welt dem Menschen verständlich und damit der Mensch auch sich selbst. Diese dialektische Verschränkung macht Bruno Snell im Gang der griechischen Sprachentwicklung deutlich. Er zitiert *Ilias* 15, 615, wo es von einer Kämpferschar heißt, daß sie aushielt wie ein Fels im Meer, der Wind und Wellen zum Trotze verharret. Dann fährt er fort:

„Daß der Fels ein menschliches Verhalten deutlich macht, also ein toter Gegenstand etwas Lebendiges, beruht darauf, daß dieser tote Gegenstand anthropomorph gesehen wird: das unbewegliche Stehen der Klippe in der Brandung wird gedeutet als Ausharren, so wie der Mensch ausharrt in einer bedrohten Situation. Der Gegenstand wird also tauglich, im Gleichnis etwas zu veranschaulichen, dadurch, daß in diesen Gegenstand das hineingesehen wird, was er dann seinerseits illustriert. Dies eigentümliche Verhältnis, daß menschliches Verhalten erst deutbar wird durch etwas, das selbst erst nach diesem menschlichen Verhalten gedeutet ist, gilt auch für alle anderen homerischen Gleichnisse, ja, es gilt weit darüber hinaus bei den echten Metaphern und überhaupt überall dort, wo der Mensch etwas ‚versteht‘. Es ist also schon bedenklich, wenn wir sagen, der Fels würde ‚anthropomorph‘ gesehen – man müßte denn hinzufügen, daß der Mensch den Felsen nur dadurch anthropomorph sehen kann, daß er sich selbst zugleich petromorph sieht, daß er nur dadurch, daß er den Felsen von sich aus interpretiert, sein eigenes Verhalten gewahrt wird und den treffenden Ausdruck dafür findet. Daß der Mensch sich selbst nur so im

33 Über die Zusammenhänge von Sprache, Dichtung und Mythos vgl. die Diskussionen in *Symphilosophiein*. Bericht über den dritten deutschen Kongreß für Philosophie – Bremen 1950, München 1953.

Echo hören und verstehen kann, ist grundlegend für das Verständnis der Gleichnisse.³⁴

Es wird nun ersichtlich, *warum* die notwendige Metapher eine modifizierende Rede ist. Sie erschließt den Seinsmodus des Gegenstandes, indem sie seine Funktion (also das verbale Element seines Begriffs) charakterisiert. Das Unsinnliche wird nicht in seiner Bestimmung durch determinierende Prädikate zum Gegenstand, sondern nur in der Art und Weise des So-Wirkens, d. h. als Eindruck von ... Dieser aber erfüllt sich nur, indem ich ihn in Worte fasse; und das Unsinnliche kann ich nur metaphorisch fassen. Die Metapher bestimmt so den Eindruck von ... als Modus des Betroffenseins. Das gilt grundsätzlich für alle notwendigen Metaphern.

Merkwürdig ist nun, daß die modifizierende Rede ihren Gegenstand doch auch wieder determiniert.³⁵ Die notwendige Metapher spricht demgemäß nicht nur einen Modus, sondern auch ein Attribut ihres Gegenstandes aus. Das hängt mit dem dialektischen Wesen des Modus selbst zusammen, das in diesem Rahmen nicht hinreichend geklärt werden kann. Ein Bedenken dessen müßte von Hegels Bestimmung des Modus ausgehen.³⁶ Für die Wesenserhellung metaphorischen Sprechens genügt hier der Hinweis, daß die notwendige Metapher als modifizierende zugleich determinierend ist, d. h., sie ist nicht nur passendes Bild, sondern auch reiner Begriff, der eine Eigenschaft des Gemeinten angibt. Daraus resultiert die Möglichkeit des nivellierenden Gebrauchs der notwendigen Metapher, derart, daß sie wie ein Begriff ins Vokabular einer Sprache eingeht und sich eindeutig verfestigt.

✓

In diesem Stadium verliert die Metapher ihre ursprüngliche Bildkraft. Sie wird zum Begriff, und zwar so sehr, daß ihr Anschauungsgehalt gänzlich verlorengehen kann. Sie steht dann gleichsam in bloß eigentlichem –

34 Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 190 f.

35 Die Struktur dieses Verhältnisses klärt Josef König, *Sein und Denken*, S. 2 ff.

36 G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik* (ed. Lasson) II, S. 162 ff.

nicht mehr in bildlich erfülltem – Gebrauch.³⁷ Das kann so weit gehen, daß der einst metaphorische Begriff nun selbst wieder auf ein anderes Anschauungsgebiet übertragen wird und so sekundäre metaphorische Ableitungen erfolgen.

Die Verfestigung der Metapher zum bloß denominierenden Begriff ist ein wesentliches Moment sprachlicher Verlautbarung überhaupt. Alles Sprechen, das sich ja immer auf ein Allgemeines und Wiederholbares einläßt, entfernt sich von dem Einmaligkeitscharakter der Anschauung. Prinzipiell ist jedes Anschauliche nur einmal so und nicht anders gegeben, wenn auch in praxi die Differenz zwischen dem eben und später wiederholt angeschauten Selben oft verschwindet. Hingegen ebenso prinzipiell ist das in der Sprache Ausgesagte immer wiederholbar als Aussage des Gleichen. Das in der Rede Bedeutete ist ein unterstes Allgemeines.³⁸ Das Wort muß demgemäß die Differenzierungen des Anschauungsgehaltes nivellieren. Die Notwendigkeit der Nivellierung liegt im Wesen der Sprache selbst und ist unumgänglich; ja, sie ist die Voraussetzung der Allgemeinheit des Sprechens überhaupt, also keineswegs eine privative, sondern eine positive Form der Subjekt-Objekt-Relation.

Die Sprache ist aber nicht nur im Sinne einer Herstellung unterster Bedeutungsallgemeinheiten nivellierend. Wenn wir eine Nivellierung des metaphorischen Gebrauchs eines Wortes, einer Redewendung feststellen, so hat das einen weitergehenden, prägnanten Sinn. Indem nämlich die modifizierende Rede zugleich determiniert (wie wir mit Bezug auf den Aufweis dieses Verhältnisses bei Josef König voraussetzen dürften), ist die bildlich erfüllte eigentliche Rede, d. h. die notwendige Metapher, auch als bloß eigentliche Rede, d. h. als *denominatio*, anzusehen. Das gilt in gleicher Weise auch für die uneigentliche Rede, d. h. die kontingente Metapher; jedoch mit dem Unterschiede, daß der Verlust der Bildkraft und die begriffliche Verfestigung bei der kontingenten Metapher den Sinn der Rede nicht nivelliert. Rede ich vom Lampen-Fuß, so ist die Bedeutungserfüllung die gleiche, wenn ich die bildliche Vorstellung eines menschlichen Fußes dabei evoziere oder nicht. Nehme ich hingegen die Aussage, der heulende Wind bedrücke mich, als eine determinierende, so nivelliere ich den Unterschied,

37 Über den Verlust der Bildkraft handelt ausführlicher Julius Stenzel, *Philosophie der Sprache*, München 1934, S. 99 ff.

38 Vgl. Hans Heinz Holz, Zum Problem der Konstitution von Bedeutung, in: *Actes du XIème Congrès International de Philosophie V*, Brüssel, Amsterdam, Louvain 1953, S. 180 ff.

der zwischen der Wahrnehmung einer objektiven Eigenschaft und dem Eindruck von einem Bestimmten besteht.

(Hier sei eine kurze Einschaltung gestattet. Oben wurde darauf hingewiesen, daß das notwendige metaphorische Sprechen sich zunächst im Mythos offenbarte. Nun wird auf Grund der hier dargestellten sprachlichen Nivellierung verständlich, warum der Mythos sich in Personifikationen bewegt. Wenn mir z. B. etwas Furcht erregt, so geschieht das als Eindruck von Fürchterlichem. Dieser subjektive Modus der Weltbegegnung, die Furcht, wird nun aber kraft des nivellierenden Verständnisses als eine Eigenschaft des Objekts begriffen; das furchterregende Objekt muß also selbst als Subjekt erfahren werden, um diesen Umschlag des modifizierenden ins determinierende Sprechen auszudrücken. Der Eindruck von Fürchterlichem verdichtet sich zur Wirkung eines handelnden Subjekts, der Augenblicksgott *Phobos* ist geboren.³⁹ Die mythische Weltauslegung scheint demgemäß auf einem nivellierenden Verständnis der dialektischen Struktur der subjektiven Modi zu beruhen. Von da aus kann dann, wie Usener und in seiner Nachfolge manche andere getan haben, der Weg zur abstrakten Begrifflichkeit verfolgt werden.)

Die Nivellierung der metaphorischen Rede ist einerseits eine notwendige Tendenz der Sprache; notwendig deshalb, weil darin das Unsinnliche gegenständlich und für objektive Betrachtung freigegeben wird. Andererseits birgt diese Tendenz aber auch die dauernde Gefahr des Sprachverfalls in sich, insofern darin das Bewußtsein der immanenten Dialektik der Sprache verlorenght und das Sprechen selbst sich dem Sachverhalt nicht mehr anzuschmiegen vermag.

Dieser Vorgang ist nur dann endgültig und abgeschlossen, wenn die Sprache nicht mehr gesprochen wird, also eine „tote“ ist. Die Metapher von toten und lebenden Sprachen hat einen tiefen Sinn. Die „lebende“ Sprache bewahrt nämlich die Fähigkeit, neue Elemente aufzunehmen, um neue Situationen zu bezeichnen; in ihr gibt es so etwas wie einen Stoffwechsel, demgemäß das Alte, Abgestorbene, Verbrauchte ausgeschieden und Neues, Lebendiges, Sinnreiches geboren oder von ihr aufgenommen wird. Nicht in geringstem Maße trägt gerade die Alltagssprache dazu bei, Vokabular und Grammatik beweglich zu halten. Sie ist der Umschlagplatz der Bedeutungen. Und besonders das bildliche Sprechen

39 Zum Problem vgl. Hermann Usener, *Griechische Götternamen*, Frankfurt a. M. 1948. Neuerdings Hans Herter, *Dämonismus und Begrifflichkeit*, Referat anläßlich der 2. Jahrestagung der Gesellschaft zum Studium der Religionsgeschichte, Bonn 1952. Vgl. Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 139 f. (Anm. 21).

breitet sich aus und verjüngt sich im alltäglichen Umgang mit den Dingen. Andererseits verschleißt die Alltagssprache ihr Material schnell.

Von größerer Verbindlichkeit und länger anhaltender Dauer sind die Prägungen der Dichtung. Das dichterische Wort ist das metaphorische *kat'exochên*. In ihm wird die Welt von bildhaften Qualitäten her immer wieder neuartig erschlossen und reicher sichtbar gemacht. Das im Begriffssystem erstarrte Denken wird so aufgetaut und dem dialektischen Fluß des Geschehens angeglichen. Die Dichtung (und wie sie auch das Denken, vorab das philosophische Denken) leistet die „Verflüssigung“ des Begriffs.

„Die Sprache ist die Währung, in der uns das Seiende ausbezahlt. Was es an uns abgibt, geht durch die Prägung des Wortes. Wir schlagen es täglich in kleine Münze aus und vergessen darob so oft die großen Worte, die wirklich bedeutenden; so wird unser Denken unscharf und verfehlt die ursprüngliche Wahrheit. Bis die Dichter kommen, die den Schatz ungeprägten Goldes heben und je Sprache erneuern zum Heil des Denkens ... Die reichere Sprache erschließt eine schönere Welt; doch auch eine gemeisterte. Nicht nur das Sagen und Denken, sondern vor allem das Tun bestimmt den Menschen. Das Handeln aber als bedachtes und geplantes ist angewiesen auf die Sprache. Heraklit wußte um die Wurzelnähe von Sagen und Tun: ‚Wahres zu sagen und zu tun, ist Weisheit.‘“⁴⁰

Das Finden neuer Worte im dichterischen Sprechen ist so zugleich die Anweisung auf ein tieferes, sinnreicheres Verstehen und Meistern der Welt. Indem neue Bilder eine Differenzierung des Empfindens, eine Modifikation des Verstehens, eine Erweiterung der Weltansicht bringen, wandelt und entwickelt sich „das in der Sprache hinterlegte Verhältnis zur Welt“ (H. Lipps). Sprachbewußtsein ist philosophisches Selbstbewußtsein; die Sprache ist Subjekt und Objekt der Philosophie.⁴¹ Die Besinnung auf den semantischen Bereich ist für die Ausbildung eines rechten Welt- und Selbstverständnisses Menschen unerläßlich. Das gleiche gilt für die grammatische Form der Sprache, in der sich die formale Struktur der Subjekt-Objekt-Relation darstellt. Das Eindringen in Fremdsprachen dient darum in vorzüglicher Weise zur Verbreiterung der Basis philosophischer Weltdeutung.⁴² So gewinnt die Sprachphilosophie eine Würde, die ihr in

40 Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 12.

41 Ebd., S. 14 f.

42 Ebd., Teil III.

der klassischen Einteilung der philosophischen Disziplinen bis jetzt noch nie zugestanden wurde. Denn Sprache in ihrem Wesen war bis in die Neuzeit noch ganz und gar unerkant. Erst seit Herder und Humboldt gibt es eine systematische Sprachphilosophie, erst die Gegenwart hat deren ungeheure Wichtigkeit sehen gelernt. So steht hier noch ein weites Feld philosophischer Untersuchung offen.⁴³

43 Einige der hier entwickelten Gedanken habe ich im Frühjahr 1954 in vorläufiger, unfertiger Form vor der Ortsgruppe Berlin der Kantgesellschaft vorgelesen. Den Teilnehmern der anschließenden Diskussion bin ich für manche Anregung dankbar. – Ganz allgemein versucht dieser Aufsatz, einige Ansätze meines Buches *Sprache und Welt* weiterzuführen. Rückverweisung darauf war darum verschiedentlich erforderlich.